

„Anderthalb Stunden.“

„Und dann nach Hause zurückgekehrt?“

„Unmittelbar.“

„Wohl, mein lieber Herr Bertuccio, wenn ich Ihnen nun einen Rath geben soll, so sehen Sie in der Normandie nach, ob Sie nicht das kleine Landgut finden, von welchem ich Ihnen sprach.“

Herr Bertuccio verbeugte sich, und da seine Wünsche mit dem Befehle, den er erhalten, vollkommen im Einklang standen, so reiste er noch an demselben Abend ab.

Dreizehntes Kapitel.

Die Erkundigungen.

Herr von Billefort hielt Madame Danglars und besonders sich selbst Wort, indem er zu erfahren suchte, wie der Graf von Monte Christo Kenntniß von der Geschichte des Hauses in Auteuil erlangt hatte.

Er schrieb an demselben Tage an einen gewissen Herrn von Boville, der, nachdem er einst Inspektor der Gefängnisse gewesen, in einem höheren Grade bei der Sicherheitspolizei angestellt worden war, um von diesem die gewünschte Auskunft zu erhalten; Herr von Boville verlangte zwei Tage, um in Erfahrung zu bringen, bei wem man genaue Kunde einziehen könnte.

Nachdem die zwei Tage abgelaufen waren, erhielt Herr von Billefort folgende Note:

„Die Person, welche man den Herrn Grafen von

Monte Christo nennt, ist besonders dem Lord Wilmore, einem reichen Fremden, bekannt, den man zuweilen in Paris sieht, und der sich in diesem Augenblick hier befindet; sie ist ebenfalls bekannt dem Abbé Busoni, einem sicilianischen Priester von großem Rufe im Orient, wo er viele gute Werke verrichtet hat."

Herr von Billefort antwortete durch einen Befehl, über diese beiden Fremden auf das Schnelligste und Genaueste Erkundigung einzuziehen; am andern Abend waren seine Befehle vollzogen und er erhielt folgende Notizen:

"Der Abbé, der nur auf einen Monat in Paris war, bewohnte hinter Saint-Silpice ein kleines Haus, bestehend aus einem Stocke und einem Erdgeschoß; vier Zimmer, zwei oben, zwei unten, bildeten die ganze Wohnung, deren einziger Miethsmann er war.

Die zwei untern Zimmer bestanden aus einem Speisesaal mit Tischen, Stühlen und Buffet von Nußbaumholz, und einem Salon mit weiß angemaltem Gestäfel, ohne Zierrathen, ohne Teppiche und ohne Uhr. Man sah, daß sich der Abbé für seine Person auf die streng nothwendigen Gegenstände beschränkte.

"Der Abbé bewohnte allerdings vorzugsweise den Salon im ersten Stocke.

"Ganz mit theologischen Büchern und Pergamenten, unter denen man ihn, wie sein Kammerdiener sagte, sich Monate lang vergraben sah, ausgestattet, war dieser Salon in Wirklichkeit weniger ein Salon, als eine Bibliothek.

"Sein Diener betrachtete die Besuche durch eine Art von Gitterchen, und wenn ihm ihr Gesicht unbekannt war oder mißfiel, so antwortete er, der Herr Abbé wäre nicht in Paris, womit sich Viele begnügten, denn man wußte, daß er häufig reiste und zuweilen lange Zeit auf der Reise blieb.

"War er übrigens zu Hause oder nicht zu Hause, befand er sich in Paris oder in Kairo, so gab der

Abbé doch immer, und das Gitter diente auch, um die Almosen durchzuschieben, welche der Diener unablässig im Namen seines Herrn austheilte.

„Das andere Zimmer, welches neben der Bibliothek lag, war ein Schlafzimmer. Ein Bett ohne Vorhänge, vier Lehnstühle und ein Canapé von Utrechter Sammet bildeten nebst einem Betpult seine ganze Ausstattung.

„Lord Wilmore wohnte in der Rue Saint-George. Er war einer von den englischen Touristen, welche ihr ganzes Vermögen auf der Reise verzehren. Er miethete eine meublirte Wohnung, in der er nur zwei bis drei Stunden des Tages zubrachte und sehr selten schlief. Es gehörte zu seiner Manier, daß er durchaus nicht die französische Sprache sprechen wollte, welche er jedoch mit ziemlich großer Reinheit geschrieben haben soll.“

Am andern Tage, nachdem diese kostbare Auskunft bei dem Herrn Staatsanwalte eingetroffen war, klopfte ein Mensch, der an der Ecke der Rue Férou aus dem Wagen stieg, an eine olivengrün angemalte Thüre und fragte nach dem Abbé Busoni.

„Der Herr Abbé ist schon am Morgen ausgegangen,“ erwiderte der Diener.

„Ich könnte mich nicht mit dieser Antwort begnügen,“ sprach der Besuch, „denn ich komme im Auftrage einer Person, für die man immer zu Hause ist. Doch wollen Sie dem Herrn Abbé Busoni . . .“

„Ich habe Ihnen bereits gesagt, er wäre nicht zu Hause,“ wiederholte der Diener.

„So geben Sie ihm, wenn er zurückgekehrt sein wird, diese Karte und dieses versiegelte Papier. Wird der Herr Abbé diesen Abend um acht Uhr zu Hause sein?“

„Ohne allen Zweifel, mein Herr, wenn der Herr Abbé nicht arbeitet, denn dann ist es, wie wenn er ausgegangen wäre.“

„Ich werde diesen Abend zur genannten Stunde wiederkommen,“ versetzte der Besuch, und entfernte sich.

Zur bestimmten Stunde kam derselbe Mensch in demselben Wagen, der, statt an der Ecke der Rue Férou anzuhalten, diesmal vor der grünen Thüre anhielt. Er klopfte, man öffnete ihm und er trat ein.

Aus den Zeichen der Ehrfurcht, die der Diener an ihn verschwendete, ersah er, daß der Brief die gewünschte Wirkung hervorgebracht hatte.

„Ist der Herr Abbé zu Hause?“ fragte er.

„Ja, er arbeitet in seiner Bibliothek; doch er erwartet den Herrn,“ sprach der Diener.

Der Fremde stieg eine ziemlich schlechte Treppe hinauf, und erblickte an einem Tische, dessen Oberfläche mit der Helle übergossen war, die ein weiter Lichtschirm concentrirte, während das Uebrige des Zimmers im Schatten lag, den Abbé in geistlicher Kleidung, den Kopf bedeckt mit einer von jenen Kappen, unter denen sich der Schädel der Gelehrten in us des Mittelalters begrub.

„Habe ich die Ehre mit Herrn Busoni zu sprechen?“ fragte der Besuch.

„Ja, mein Herr,“ antwortete der Abbé, „und Sie sind die Person, welche Herr von Boville, der ehemalige Intendant der Gefängnisse, im Auftrage des Herrn Polizeipräfecten zu mir schickt.“

„Ganz richtig, mein Herr.“

„Einer von den Agenten, welcher für die Sicherheit von Paris zu sorgen haben?“

„Ja, mein Herr,“ antwortete der Fremde mit einem gewissen Zögern und besonders mit etwas Nöthe.

Der Abbé richtete die große Brille zurecht, welche nicht nur seine Augen, sondern auch seine Schläfe bedeckte, setzte sich wieder und bedeutete dem Fremden durch ein Zeichen, er möge sich ebenfalls setzen.

„Ich höre Sie, mein Herr,“ sprach der Abbé mit scharf italienischem Accente.

„Die Sendung, welche ich übernommen habe, mein Herr,“ sagte der Besuch, jedes seiner Worte so langsam aussprechend, als hätten sie Mühe aus dem Munde zu gehen, „es ist eine Sendung des Vertrauens für denjenigen, der dieselbe vollzieht, und für den, bei welchem sie vollzogen wird.“

Der Abbé verbeugte sich.

„Ja, mein Herr,“ fuhr der Fremde fort, „Ihre Redlichkeit ist dem Herrn Polizeipräfekten so wohl bekannt, daß er von Ihnen, als Beamter, eine Sache erfahren will, bei der die öffentliche Sicherheit betheilig ist, in deren Namen ich zu Ihnen abgeordnet bin. Wir hoffen, Herr Abbé, daß weder Bande der Freundschaft, noch menschliche Rücksichten Sie veranlassen werden, der Justiz die Wahrheit zu verbergen.“

„Borausgesetzt, mein Herr, daß die Dinge, welche Sie zu erfahren wünschen, in keiner Beziehung die Be-
denklichkeiten meines Gewissens berühren. Ich bin Priester, mein Herr, und die Geheimnisse der Beichte, zum Beispiel, müssen zwischen mir und der Gerechtigkeit Gottes, und nicht zwischen mir und der menschlichen Gerechtigkeit bleiben.“

„Oh! seien Sie unbesorgt Herr Abbé,“ sagte der Fremde, „jedenfalls werden wir Ihr Gewissen sichern.“

Bei diesen Worten drückte der Abbé auf seiner Seite auf den Lichtschirm, und hob dann den Lichtschirm auf der andern Seite, so daß, während das Gesicht des Fremden völlig beleuchtet wurde, das seinige ganz im Schatten blieb.

„Verzeihen Sie, mein Herr Abbé,“ sagte der Abgeordnete des Polizeipräfekten, „dieses Licht ist höchst schmerzhaft für meine Augen.“

Der Abbé drückte den grünen Pappdeckel nieder.

„Sprechen Sie nun.“

„Ich komme zur Sache. Sie kennen ohne Zweifel den Herrn Grafen von Monte Christo?“

„Sie meinen Herrn Zaccone?“

„Zacone . . . Heißt er denn nicht Monte Christo?“

„Monte Christo ist der Name eines Gutes, oder vielmehr eines Felsen, und kein Familienname.“

„Wohl, es mag sein; streiten wir nicht über Worte, und da Herr von Monte Christo und Herr Zaccone derselbe Mensch ist . . .“

„Ganz derselbe.“

„So wollen wir von Herrn Zaccone sprechen.“

„Gut.“

„Ich frage Sie, ob Sie ihn kennen.“

„Genau.“

„Wer ist er?“

„Er ist der Sohn eines reichen Rheders in Malta.“

„Ja, ich weiß, das sagt man; doch Sie begreifen, die Polizei kann sich nicht mit einem man sagt begnügen?“

„Wenn jedoch,“ versetzte der Abbé mit einem sehr freundlichen Lächeln, „wenn dieses man sagt die Wahrheit ist, so muß sich die ganze Welt damit begnügen, und die Polizei muß es machen, wie die ganze Welt.“

„Sind Sie dessen, was Sie behaupten, gewiß?“

„Ob ich dessen gewiß bin!“

„Bemerken Sie wohl, mein Herr, ich setze durchaus keinen Zweifel in Ihre Glaubwürdigkeit. Ich frage Sie: sind Sie Ihrer Sache gewiß?“

„Hören Sie, ich habe Herrn Zaccone den Vater gekannt.“

„Ah! ah!“

„Ja, und habe mit dem Sohne, als er noch ein Kind war, wohl zehnmal auf den Wersten gespielt.“

„Doch dieser Grafentitel? . . .“

„Sie wissen, das kauft sich.“

„In Italien?“

„Überall.“

„Doch diese Reichthümer, welche, wie man sagt, ungeheuer sind . . .“

„Oh! was das betrifft,“ erwiderte der Abbé, „ungeheuer, das ist das richtige Wort.“

„Wie viel glauben Sie, daß er besitzt, Sie, der Sie ihn kennen?“

„Oh! er hat gewiß hundert und fünfzig bis zweimal hundert tausend Franken Rente.“

„Ah! das ist vernünftig,“ versetzte der Fremde, „aber man sprach, von drei von vier Millionen!“

„Zweimal hundert tausend Franken Rente, mein Herr, das macht gerade vier Millionen Kapital.“

„Doch man sprach von drei bis vier Millionen Rente.“

„Oh, das ist nicht glaublich!“

„Und Sie kennen seine Insel Monte Christo?“

„Gewiß; Jeder, der von Palermo, von Neapel oder Rom nach Frankreich reiste, kennt sie, weil er an ihr vorübergekommen ist und dieselbe im Vorüberfahren gesehen hat.“

„Es ist ein bezaubernder Aufenthalt, wie man versichert?“

„Nur ein Felsen.“

„Und warum hat der Graf einen Felsen gekauft?“

„Gerade, um Graf zu sein. Um in Italien Graf zu werden, bedarf man auch einer Grafschaft.“

„Sie haben ohne Zweifel von den Jugendabenteuern von Herrn Zaccone sprechen hören?“

„Dem Vater?“

„Nein, dem Sohne?“

„Ah! hier fängt die Ungewißheit bei mir an, denn hier habe ich meinen Kameraden aus dem Gesichte verloren.“

„Er hat den Krieg mitgemacht?“

„Ich glaube, er hat gedient.“

„Bei welcher Waffe?“

„Bei der Marine.“

„Sie sind nicht sein Beichtvater?“

„Mein, mein Herr; ich glaube, er ist Lutheraner.“

„Wie, Lutheraner?“

„Ich sage, ich glaube; ich kann es nicht mit Sicherheit behaupten. Uebrigens war ich der Ansicht, die Freiheit des Cultus wäre in Frankreich begründet?“

„Allerdings, auch beschäftigen wir uns in diesem Augenblick nicht mit seinem Glauben, sondern mit seinen Handlungen; im Namen des Herrn Polizeipräsidenten fordere ich Sie auf, zu sagen, was Sie davon wissen.“

„Er gilt für einen sehr wohlthätigen und menschenfreundlichen Mann. Unser heiliger Vater, der Papst, hat ihn, eine Gunst, die er kaum Fürsten bewilligt, zum Ritter des Christusordens für die großen Dienste ernannt, die er den Christen im Orient geleistet; er hat so fünf bis sechs Großkreuze für Dienste erhalten, die von ihm den Fürsten oder den Staaten erwiesen worden sind.“

„Und er trägt sie?“

„Nein, doch er ist stolz darauf; er sagt, er liebe mehr die den Wohlthätern der Menschheit bewilligten Belohnungen, als diejenigen, welche man den Zerstörern der Menschen zukommen lasse.“

„Dieser Mann ist also ein Quaker?“

„Er ist allerdings ein Quaker, wohlverstanden, abgesehen von dem großen Hute und dem kastanienbraunen Rocke.“

„Weiß man, daß er Freunde hat?“

„Ja, denn es sind alle diejenigen seine Freunde, welche ihn kennen.“

„Doch er hat auch wohl einen Feind?“

„Einen einzigen.“

„Wie heißt er?“

„Lord Wilmore.“

„Wo ist er?“

„In diesem Augenblick in Paris.“

„Und er kann mir Auskunft geben?“

„Kostbare. Er war zu gleicher Zeit mit Bacconne in Indien.“

„Wissen Sie, wo er wohnt?“

„Irgendwo in der Chauffée d'Antin.“

„Sie stehen schlecht mit diesem Engländer?“

„Ich liebe Saccone und er haßt ihn; wir sind deshalb kalt mit einander.“

„Mein Herr Abbé, glauben Sie, der Graf von Monte Christo sei je in Frankreich gewesen, vor der Reise, die er jetzt nach Paris gemacht hat?“

„Ah! dafür kann ich Ihnen auf das Bündigste stehen. Nein, mein Herr, er ist nie hier gewesen, denn er hat sich vor sechs Monaten an mich gewendet, um die erforderliche Auskunft zu erhalten. Da ich meinerseits nicht wußte, um welche Zeit ich in Paris sein würde, so adressirte ich ihn an Herrn Cavalcanti.“

„An Andrea?“

„Nein, an Bartolomo, den Vater.“

„Sehr gut, mein Herr; ich habe Sie nur noch Eines zu fragen, und fordere Sie im Namen der Menschheit, der Ehre und der Religion auf, mir ohne Umschweife zu antworten.“

„Sprechen Sie, mein Herr.“

„Wissen Sie, in welcher Absicht Herr von Monte Christo ein Haus in Auteuil kaufte?“

„Gewiß, denn er hat es mir gesagt.“

„Nun denn?“

„Um daraus ein Hospiz für Geistesfranke nach Art dessen zu machen, welches der Herr Baron von Pisari in Palermo gegründet hat.“

„Kennen Sie dieses Hospiz?“

„Dem Rufe nach, ja, mein Herr; es soll eine herrliche Anstalt sein.“

Und hienach grüßte der Abbé den Fremden, wie ein Mensch, der zu verstehen geben will, es wäre ihm nicht anangenehm, eine unterbrochene Arbeit wieder aufnehmen zu können.

Begriff der Besuch das Verlangen des Abbé oder

war er mit seinen Fragen zu Ende, . . . er stand ebenfalls auf. Der Abbé begleitete ihn bis zur Thüre.

„Sie geben große Almosen,“ sprach der Fremde, „und obgleich man Sie reich nennt, wage ich es dennoch, Ihnen etwas für die Armen anzubieten; würden Sie wohl die Güte haben, meine Gabe anzunehmen?“

„Ich danke Ihnen, mein Herr; ich bin nur auf Eines in der Welt eifersüchtig: was ich Gutes thue, muß von mir kommen.“

„Aber wenn . . .“

„Es ist ein unabänderlicher Beschluß. Doch suchen Sie, mein Herr, und Sie werden finden: ach! es findet sich auf dem Wege jedes Reichen genug Elend, an das man gleichsam mit den Ellenbogen stößt!“

Der Abbé grüßte zum letzten Male und öffnete die Thüre; der Fremde grüßte ebenfalls und entfernte sich.

Der Wagen führte ihn geraden Weges zu Herrn von Billesfort.

Eine Stunde nachher kam der Wagen abermals heraus und diesmal wandte er sich nach der Rue Fontaine-Saint-George.

Bei No. 5 hielt er an. Hier wohnte Lord Wilmore. Der Fremde hatte Lord Wilmore schriftlich um eine Zusammenkunft gebeten, welche dieser auf zehn Uhr bestimmte. Als der Abgesandte des Herrn Polizeipräsidenten um zehn Uhr weniger zehn Minuten ankam, antwortete man ihm, Lord Wilmore, die Pünktlichkeit und Genauigkeit in Person, wäre noch nicht zurückgekehrt, aber er würde sicherlich auf den Punkt zehn Uhr erscheinen.

Der Besuch wartete in dem Salon. Dieser Salon hatte nichts Merkwürdiges und war wie alle Salons in einem Hotel garni. Ein Kamin mit zwei Vasen von neuem Sevres, eine Pendeluhr mit einem Amor, der seinen Bogen spannt, ein Spiegel in zwei Stücken, auf jeder Seite dieses Spiegels ein Kupferschiff, von denen der eine Homer seinen Führer tragend, der andere

Bellisar Almosen fordernd darstellte; eine Tapete in Grau; ein Meuble von rothem mit Schwarz bedrucktem Tuche, dies war der Salon von Lord Wilmore.

Er wurde beleuchtet durch Kugeln von geschliffenem Glase, die nur ein mattes Licht verbreiteten, welches ausdrücklich für die schwachen Augen des Abgeordneten des Herrn Polizeipräfecten berechnet zu sein schien.

Nachdem dieser zehn Minuten gewartet, schlug es zehn Uhr; beim fünften Schlage öffneten sich die Thüren, und Lord Wilmore erschien.

Lord Wilmore war ein Mann, mehr groß als klein, mit dünnem, rothem Backenbarte, weißer Gesichtsfarbe und blonden, gräulich werdenden Haaren. Er war auf eine ächt englisch-bizarre Weise gekleidet, das heißt, er trug einen blauen Frack mit goldenen Knöpfen und einem hohen gesteppten Kragen, wie man dies im Jahre 1811 hatte, eine Weste von weißem Casimir und Hosen von Mankin, welche drei Zoll zu kurz waren, aber durch Stege von demselben Stoffe verhindert wurden, bis an die Kniee hinaufzuweichen. Sein erstes Wort beim Eintritt war:

„Sie wissen, mein Herr, daß ich nicht Französisch spreche?“

„Ich weiß wenigstens, daß Sie es nicht lieben, unsere Sprache zu sprechen,“ antwortete der Abgesandte des Herrn Polizeipräfecten.

„Doch Sie können dieselbe sprechen,“ versetzte Lord Wilmore, „denn wenn ich sie auch nicht spreche, so verstehe ich sie doch.“

„Und ich,“ sagte der Besuch, das Idiom wechselnd „ich spreche leicht genug Englisch, um eine Unterredung in dieser Sprache führen zu können. Thun Sie sich also keinen Zwang an, mein Herr.“

„Hao!“ rief Lord Wilmore mit jenem Tone, der nur den reinsten Eingeborenen Großbritanniens angehört.

Der Abgeordnete des Polizeipräfecten übergab Lord Wilmore sein Beglaubigungsschreiben. Dieser las es

mit anglicanischem Phlegma . . . Als er damit zu Ende war, sagte er englisch:

„Ich begreife, ich begreife sehr gut.“

Nun begannen die Fragen.

Es waren ungefähr dieselben, die man dem Abbé Busoni vorgelegt hatte. Da jedoch Lord Wilmore als Feind des Grafen von Monte Christo nicht mit derselben Zurückhaltung zu Werke ging, wie der Abbé Busoni, so wurden sie viel ausgedehnter; er erzählte von der Jugend von Monte Christo, der, seiner Behauptung nach, in einem Alter von zehn Jahren in den Dienst eines der kleinen indischen Fürsten getreten war, welche mit England Krieg führen; hier traf ihn Wilmore seiner Aussage nach zum ersten Male und sie kämpften gegen einander. Bei diesem Kriege wurde Zaccone zum Gefangenen gemacht, nach England geschickt und auf die Pontons gebracht, von wo er schwimmend entfloh. Dann begannen seine Reisen, seine Zweikämpfe, seine Leidenschaften; es erfolgte der Aufstand in Griechenland, und er diente in den Reihen der Hellenen. Während er in ihren Diensten war, entdeckte er eine Silbermine in den Gebirgen Thessaliens, doch er hütete sich wohl, mit irgend Jemand über diese Entdeckung zu sprechen. Nach der Schlacht bei Navarin und nachdem sich die griechische Regierung befestigt hat, verlangte er von König Otto ein Privilegium zu Ausbeutung dieser Mine: dieses Privilegium wurde ihm bewilligt. Daher rührte sein Vermögen, welches sich nach der Ansicht von Lord Wilmore auf eine bis zwei Millionen Einkünfte belaufen mochte, ein Vermögen, das nichtsdestoweniger versiegen konnte, wenn sein Bergwerk versiegte.

„Doch wissen Sie, warum er nach Frankreich gekommen ist?“

„Er will auf die Eisenbahnen speculiren,“ sprach Lord Wilmore; „und als ein geschickter Chemiker und nicht minder ausgezeichnete Physiker hat er einen Telegraphen erfunden, dessen Anwendung er verfolgt.“

„Wie viel gibt er ungefähr jährlich aus?“ fragte der Abgeordnete des Polizeipräfekten.

„Oh! höchstens fünf bis sechsmal hundert tausend Franken; er ist geizig.“

Offenbar ließ der Haß den Engländer so sprechen: er wußte nicht, was er dem Grafen zum Vorwurf machen sollte, und warf ihm Geiz vor.

„Wissen Sie etwas von seinem Hause in Auteuil?“

„Ja, gewiß.“

„Nun, was wissen Sie davon?“

„Sie fragen, in welcher Absicht er es gekauft habe?“

„Ja.“

„Der Graf ist ein Speculant, der sich in Versuchen und Utopien zu Grunde richten wird: er behauptet, es gebe in Auteuil, in der Gegend des von ihm erkauften Hauses, eine Mineralquelle, welche mit dem Wasser von Bagnières de Luchon und Caunterets rivalisiren könne. Er will aus seiner Erwerbung ein Badhaus machen, wie die Deutschen sagen. Bereits hat er zwei bis dreimal seinen ganzen Garten umwühlt, und weil er die berühmte Quelle nicht finden konnte, so werden Sie sehen, daß er binnen Kurzem alle Häuser kauft, welche das feine umgeben. Da ich ihm große und hoffe, daß er sich mit seiner Eisenbahn, mit seinem elektrischen Telegraphen oder mit seiner Bäder speculation zu Grunde richten wird, so folge ich ihm, um mich an seiner Niederlage zu weiden, welche früher oder später eintreten muß.“

„Und warum grollen Sie ihm?“ fragte der Besuch.

„Ich grolle ihm,“ antwortete Lord Wilmore, „weil er bei einem Aufenthalte in England die Frau von einem meiner Freunde verführt hat.“

„Doch wenn Sie feindselig gegen ihn gesinnt sind, warum suchen Sie sich nicht an ihm zu rächen?“

„Ich habe mich bereits dreimal mit dem Grafen geschlagen, das erste Mal auf Pistolen, das zweite Mal mit dem Degen, das dritte Mal auf Säbel.“

„Und was war der Erfolg dieser Duelle?“

„Das erste Mal zerschmetterte er mir den Arm, das zweite Mal durchstieß er mir die Lunge, und das dritte Mal brachte er mir diese Wunde bei.“

Der Engländer schlug einen Hemdkragen zurück, welcher ihm bis an die Ohren ging, und zeigte eine Narbe, deren Röthe ein nicht sehr altes Datum andeutete.

„Deshalb bin ich sein Feind,“ wiederholte der Engländer, „und er wird sicherlich nur von meiner Hand sterben.“

„Doch es scheint mir, Sie schlagen nicht den rechten Weg ein, um ihn zu tödten,“ bemerkte der Abgeordnete des Polizeipräsidenten.

„Hao!“ rief der Engländer, „ich gehe jeden Tag zum Schießen und Grifter kommt alle zwei Tage zu mir.“

Dies war es, was der Fremde wissen wollte, oder es war vielmehr Alles, was der Engländer zu wissen schien. Der Agent stand auf und entfernte sich, nachdem er Lord Wilmore begrüßt hatte, der ihm mit englischer Steifheit und Höflichkeit antwortete.

Als Lord Wilmore hörte, daß sich die Thüre nach der Straße wieder hinter dem Fremden schloß, kehrte er in sein Schlafzimmer zurück, wo er in einer Sekunde seine blonden Haare, seinen rothen Backenbart, seine falsche Kinnlade und seine Narbe verlor, um die schwarzen Haare, die matte Gesichtsfarbe und die Perlzähne des Grafen von Monte Christo wiederzufinden.

Allerdings war es Herr von Billesfort und nicht der Abgeordnete des Polizeipräsidenten, welcher zu Herrn von Billesfort zurückkehrte.

Der Staatsanwalt war ein wenig beschwichtigt durch diesen doppelten Besuch, der ihm zwar nicht gerade etwas Beruhigendes geoffenbaret, aber auch nichts Beunruhigendes eröffnet hatte. Die Folge hievon war, daß er zum ersten Male seit dem Mittagessen in Auteuil in der nächsten Nacht sich eines friedlichen Schlafes erfreute.